

## Olga Martynova

---

Olga Borissowna Martynova, geboren am 26.2.1962 im sibirischen Dudinka in der Region Krasnojarsk, wuchs in Leningrad auf und studierte dort russische Sprache und Literatur. Im November 1990 kam sie im Zuge eines Literaturausstauschs nach Deutschland und ließ sich mit ihrem Mann Oleg Jurjew, der ebenfalls als Autor tätig ist, in Frankfurt am Main nieder. Martynova arbeitete als Übersetzerin und veröffentlichte Essays, Kritiken in der „Neuen Zürcher Zeitung“, in „Die Zeit“ und in der „Frankfurter Rundschau“ sowie Hörspiele und Gedichtbände, ehe 2010 ihr erster Roman „Sogar Papageien überleben uns“ erschien. Mit „Ich werde sagen ‚Hi!‘“, einem Kapitel aus ihrem zweiten Roman „Mörikes Schlüsselbein“ (2013), gewann sie 2012 den Ingeborg-Bachmann-Preis der Stadt Klagenfurt. Olga Martynova ist Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland, seit 2023 ist sie Vizepräsidentin der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

---

\* 26. Februar 1962

---

von Beate Tröger

---

## Preise

Preise: Hubert-Burda-Preis für junge Lyrik (2000); Stipendium des Baltischen Zentrums für Autoren und Übersetzer in Visby (Schweden) (2005); Stipendium des Künstlerhaus Edenkoben (2007); Longlist Deutscher Buchpreis mit „Sogar Papageien überleben uns“ (2010); Shortlist aspekte-Literaturpreis mit „Sogar Papageien überleben uns“ (2010); Babotschka Aronsona-Preis (Preis „Aronsons Schmetterling“) – der Preis der Literaturvereinigung „Kamera chranenija“ für das Gedicht des Jahres 2010 (2011); Adelbert-von-Chamisso-Preis, Förderpreis (2011); Arbeitsstipendium der Robert Bosch Stiftung (2011); Roswitha-Preis der Stadt Bad Gandersheim (2011); Frankfurter Autorenstipendium (2011); Ingeborg-Bachmann-Preis (2012); Stipendium des Internationalen Künstlerhauses Villa Concordia in Bamberg (2013/2014); Berliner Literaturpreis (2015).

---

## Essay

„Unter vielen Begabten gibt es wenige, die der Dummheit der Stunde nicht hinterherlaufen. Es geht um die Freiheit und die Frechheit, die allgemeingültigen Vorstellungen und Forderungen nicht zu berücksichtigen“, schreibt Olga Martynova in ihrem Essay „Über die Dummheit der Stunde“. Man findet hier das entschiedene Bekenntnis einer Autorin zu einer künstlerischen Praxis, die sich im Abstand zu tagespolitischen Geschehnissen begreift, die nicht die sogenannte Wirklichkeit zum Maßstab erhebt, sondern von der Schaffung einer anderen Wirklichkeit vermittelt der Kunst ausgeht: „Kunst ist die Verwandlung der Realität in einen anderen physischen Zustand.“

Erste Überlegungen zu einer Poetologie Martynovas ließen sich auch aus dem Roman „Mörikes Schlüsselbein“ (2013) destillieren, dessen erstem Kapitel sie

ein Motto des russischen Schriftstellers und Oberleutnants Alexander Wwedenskij voranstellt: „In einem Roman wird das Leben beschrieben, da läuft angeblich die Zeit, aber sie hat nichts Gemeinsames mit der wirklichen Zeit, da gibt es keine Ablösung des Tages durch die Nacht, da entsinnt man sich spielerisch beinahe des ganzen Lebens, während du dich in der Wirklichkeit kaum an den gestrigen Tag erinnern kannst. Und überhaupt: Jede Beschreibung ist falsch. Der Satz: ‚Ein Mensch sitzt, über seinem Kopf ist ein Schiff‘ ist doch vielleicht richtiger als ‚Ein Mensch sitzt und liest ein Buch‘. Der einzige seinem Prinzip nach richtige Roman ist der von mir. Aber er ist schlecht geschrieben.“ Dieses Zitat verweist auf den kategorialen Unterschied, den Martynova zwischen literarischer und außerliterarischer Wirklichkeit sieht und den sie schreibend vertritt. Auch der erste Roman „Sogar Papageien überleben uns“ (2010) kann als Baustein einer impliziten Poetologie des Künstlers als Schöpfer anderer Welten gelesen werden, eines Künstlers, dessen Werk sich nicht in der Abbildung einer vermeintlich verobjektivierbaren Wirklichkeit versteht, sondern die ästhetische Autonomie der Literatur feiert und verteidigt.

Im Sinne dieser schöpferischen Kunstauffassung ‚verweigern‘ die Romane Martynovas eine lineare, eindimensionale Handlungsführung, sie spinnen mehrere Handlungsstränge, die sich aufeinander beziehen, sich ineinander verflechten und ihren Lesern ein hohes Maß an Imaginations-, Konzentrations- und Kombinationsfähigkeit abverlangen.

In „Der Engelherd“ (2016) wird in einem ersten Handlungsstrang die Geschichte des alternden Schriftstellers Caspar Waidegger und der jungen Literaturwissenschaftlerin Laura Schmitz erzählt. Sie promoviert über das Werk Waideggers, der wiederum von seiner Unsterblichkeit träumt, und führt mit ihm eine Liebesbeziehung. Was zunächst aussieht wie eine neuerliche Variation eines literarisch altbekannten Topos, nämlich dem der sehnsüchtigen Liebe einer noch ‚unfertigen‘ jüngeren Frau zu einem älteren, erfolgreichen Mann, wird im Laufe des Romans zu einer Emanzipationsgeschichte: Laura findet am Theater Arbeit und gewinnt Distanz zu ihrem Geliebten, der sich ihr just in dem Moment zuwendet, in dem sie sich anschickt, ihn zu verlassen. In einem zweiten Handlungsstrang findet Caspar Waidegger in einem metadiegetischen, von ihm selbst als Roman im Roman mit dem Titel „Zwischenfall am See“ erzählten Handlungsstrang Zugang zu verdrängten Aspekten seiner eigenen Familiengeschichte: Seine Mutter, die unter den Nationalsozialisten als Schauspielerin erfolgreich war, muss erleben, wie ihr behindertes Kind, Caspars Schwester, zum Opfer der Euthanasie wird. Der dritte Handlungsstrang erzählt die Geschichte von Caspar Waideggers ebenfalls geistig behinderter Tochter Maria, die in einem Heim lebt und mit seltsamen Engelwesen in Verbindung steht. Es sind keine Engel, wie man sie aus christlichen Darstellungen kennt, sie sind angelehnt an die Engelszeichnungen Paul Klees, die Maria in einem Kunst Katalog entdeckt hat und mit denen sie in ihrer Imagination in Verbindung steht. Die Engel sind, wie auch der Titel des Romans andeutet, weit mehr, als die Resultate eines behinderten Mädchens mit reger Phantasie: Sie sind Engel in der Tradition von Walter Benjamins „Über den Begriff der Geschichte“, der seinerseits auf die talmudische Tradition zurückgreift.

Wie in Benjamins Reflexionen oder im dritten der drei Romanmotti Martynovas aus der Feder der Kärntner Dichterin Christine Lavant: „Warum, wenn es Engel gibt, obliegt keinem die Aufgabe, Dinge, die erst in der äußersten Hölle

vorkommen dürften, hier auf Erden zu verhindern?“, sind die Engel machtlose, stumme Zeugen der Menschenwelt und eines infrage stehenden oder zweifelhaften göttlichen Plans, der den Holocaust und die Menschenversuche während der nationalsozialistischen Herrschaft mitenthält („Engel wissen nicht, ob Menschen sie hören. Nicht nur ist es so, dass vor jedem Menschen ein Engel steht und versucht, ihm etwas beizubringen oder ihn über etwas aufzuklären. Vor jedem Grashalm steht ein Engel, der ihn leicht anstößt und sagt: weiterwachsen! Ein Engel steht vor jedem Regentropfen und befiehlt ihm herunterzufallen. Engel wissen nicht, oder nicht immer, ob das etwas nützt, ob das Gras ohne ihre Einmischung weiterwachsen und der Regen weiterfallen würde.“ S.50). Historische Ereignisse und (tages-)politische Fragen sind aber durch die Figuren, das Assoziative des Romans, das komplexe Engführen der Handlungsstränge derart vermittelt, dass es stets den Lesern obliegt, Anspielungen und Zusammenhänge lesend zu destillieren und für sich zu explizieren und interpretieren. Die Geschichte, so zeigt der Roman, wiederholt sich und sie wiederholt sich nicht: Caspars Kind ist behindert, wie seine Schwester es war. Doch während diese ermordet wurde, lebt Caspars Tochter in einer Welt, in der Behinderte eben nicht brutal die Existenzberechtigung abgesprochen wird.

Zu der von Martynova genannten „Verwandlung der Realität in einen anderen physischen Zustand“ gehört neben der Komplexität der Narration und des zeitlichen Gefüges in den Romanen auch die Anverwandlung beziehungsweise Zitation von Figuren und Passagen aus anderen literarischen und geistesgeschichtlichen Texten, Figuren aus der Bildenden Kunst und der Musik – in „Der Engelherd“, etwa die Verwandlung des Vogelfängers Papageno aus Wolfgang Amadeus Mozarts Oper „Die Zauberflöte“ – ein intertextuelles Verfahren, mit dem sich Martynova in der literarischen Tradition der europäischen Moderne verortet und diese fortschreibt.

Fortgeschrieben hat Olga Martynova mit „Der Engelherd“ in gewissem Sinne auch ihren vorangegangenen Roman „Mörikes Schlüsselbein“, in dem die Figur des Caspar Waidegger bereits als Randfigur auftaucht. In einem Interview für einen Radiobeitrag des Saarländischen Rundfunks erinnert sich Martynova, wie sie den in einer Passage von „Mörikes Schlüsselbein“ auf der Terrasse sitzenden Schriftsteller, der in diesem Roman unsympathisch wirkt, in ihrem Gedächtnis wiedertraf und fand, sie müsse dieser Figur mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie deren Geschichte weitererzähle. Und mit „Mörikes Schlüsselbein“ wiederum hat gleichsam eine Fortschreibung des ersten Romans „Sogar Papageien überleben uns“ stattgefunden. In beiden Romanen stehen die russische Literaturwissenschaftlerin Marina, Mitglied einer Gruppe von Leningrader Freunden, und ihre Liebesbeziehung zu dem Deutschen Andreas im Mittelpunkt. In den Romanfiguren Fjodor, dem Schriftsteller, und Sergej, dem „Untergrund-Zeichner, -Maler und -Mystiker“, spiegeln sich nicht nur alternative Lebensentwürfe der Zeit vor und nach der Perestroika, die Figuren verkörpern zugleich auch Lebensentwürfe des Malers, des Schriftstellers, der Wissenschaftlerin Marina.

In „Sogar Papageien überleben uns“ reist eben diese Petersburger Philologin Marina nach Deutschland, wo sie bei einem Kongress über Daniil Charms und seinen Freundeskreis sprechen soll. Sie trifft dort Andreas wieder, den sie zwanzig Jahre zuvor in Leningrad geliebt hat, als er zum Russischstudium in Leningrad war. Die beiden nähern sich wieder einander an. Ihre schwierigen

Liebe spiegelt sich an der Geschichte zweier Länder, die von unterschiedlichen politischen Systemen geprägt sind. Olga Martynova zeichnet die sich daraus ergebenden Kontraste scharf, Annähern und Befremden stehen im Verhältnis der Figuren aus Ost und West gegeneinander. Doch auch in diesem Roman wählt die Autorin eine spezifische Form des Erzählens. Der Roman besteht aus 80 kurzen Texten. Zusätzlich zu den einzelnen Kapitelüberschriften stehen unter allen achtzig Texten mehrere Zeilen von durchlaufenden Daten, bei denen jeweils eine andere Jahreszahl fett gedruckt ist. Dies deutet bereits an, worüber Martynovas Roman nachdenkt: Das Verrinnen der messbaren Zeit steht in keinem Verhältnis zur subjektiv empfundenen Zeit: „Zum Raum wird hier die Zeit“, sagte ich, nachdem wir in der Mitte des Flusses auf das Neujahr getrunken hatten. Ich wusste, dass Andreas nichts mit Wasser anfangen kann und ich ihm mit dieser Zeile vulgär vorkam. „Stimmt“, sagte Andruscha, „trinken wir auf Bachtin und seinen Chronotop!“ (S. 19) In Marinas Geschichte ist die Geschichte ihres Landes aufgehoben, nicht nur die politische, sondern, wie die Anspielung auf Michail M. Bachtin und dessen Konzept des Chronotopos zeigt, auch die Geistesgeschichte und die der russischen Kunst und Literatur.

In „Mörikes Schlüsselbein“ wird die Geschichte von Marina und Andreas weiter erzählt. Auch hier schreitet die Erzählung nicht linear voran. Judith von Sternburg schrieb dazu in der „Frankfurter Rundschau“: „Das ist auch ein Buch für all jene, die zwar den Eindruck haben, dass es zwischen Ereignissen Zusammenhänge gibt. Denen aber klar ist, dass es völlig sinnlose Zusammenhänge sind. Und dass sie, wenn überhaupt, erst durch die Literatur Fahrt aufnehmen. Dass die Literatur jedoch keinesfalls die Aufgabe hat, ihnen einen Sinn zu geben.“ Andreas und Marina sind wieder ein Paar, Andreas hat mit einer anderen Frau die Kinder Moritz und Franziska bekommen, deren Entwicklung ebenfalls beschrieben wird. Und Marina und Andreas sind umgeben von einem Kreis von Figuren: John Perlmann, ein amerikanischer Slawistikprofessor mit Geheimdienstvergangenheit, ist eng mit Fjodor Stern, einem russischen Dichter, verbunden, übersetzt dessen Werke. Natascha, Fjodors Partnerin, ist wiederum eng befreundet mit Pawel und Tonja, einer Balletttänzerin und -lehrerin. Während der alte russische Dichter Fjodor stirbt, wird Moritz zum Dichter, Franziska zur Malerin.

Immer wieder kreist Martynovas Schreiben also nicht nur um Fragen der historischen und subjektiv wahrgenommenen Zeit, sondern auch um die Frage, wie und unter welchen Bedingungen jemand schöpferisch werden kann oder ist, mit welchen Mitteln, unter welchen Vorzeichen, in welchen historischen Kontexten Kunst entsteht. Wenngleich Figurenrede und Autorintention nicht vorschnell in eins gesetzt werden dürfen, wird in Martynovas Romanen eine Geschichtsauffassung evident, die die Idee des Autors als Schöpfer, der Kunst des Erzählens als überaus machtvolles Instrument bekräftigt: Die Geschichte ist in gewisser Weise an ein Ende gekommen, oder, noch radikaler: „Es gibt keine Geschichte, es gibt nur die Art, sie zu erzählen. Wer besser erzählt, der bestimmt, was stimmt.“ (S. 15).

Olga Martynova ist aber nicht nur eine machtvolle Erzählerin. Sie schreibt auch Essays und Kritiken, in denen sie sich als profunde Kennerin insbesondere der russischen Literatur erweist. Und sie schrieb von Beginn ihrer Autorinnenlaufbahn an Gedichte, für die sie, anders als für die auf Deutsch verfassten Romane, ihre russische Muttersprache wählt: „Das Russische bleibt

für mich meine Lyrik-Sprache“ (Gespräch mit Sonja Vandenrath). Warum das so ist, erfährt man in dem Text „Eine Kuh von Rom. Geschichte der Entstehung eines Gedichtes“ zum dritten Zyklus „Verse von Rom“ aus dem Band „Von Tschwirik und Tschwirka“ (2012): Von einem Rom-Besuch bei der Lyrikerin und Freundin Jelena Schwarz brachte Martynova zwei Pinienzapfen mit. Zu Hause öffneten sie sich, die Kerne fielen heraus. Ihr Geruch setzte Erinnerungen frei. Um daraus ein Gedicht zu machen, brauchte es noch einen in der russischen Lyrik weit üblicheren Reim. Diese Reimmöglichkeiten gedanklich durchzuspielen, so Martynova, bedürfe es einer Schnelligkeit, die ihr im Deutschen nicht zu Gebote stehe und die für das Schreiben von Prosa nicht notwendig sei. Die Muttersprache ist ihr in für Lyrik konstitutiven Fragen offenbar noch greifbarer zu Gebote.

Das geografische Terrain, das Martynovas Lyrik zu durchmessen trachtet, kann man unter dem Stichwort „Europa“ fassen. Ihr Gedichtband „In der Zugluft Europas“ (2009) beginnt mit den Versen: „So seltsam in der Zugluft Europas zu stehn. / Die Spalten in diesem Raum dichtet niemand zu. / Der vierblättrige Wind, der Klee rollt / Nach dort, nach hier den Tau auf die unnötigen Träume.“

An diesen ersten vier Gedichtzeilen lässt sich Verwunderung („seltsam“) ablesen, Verwunderung, darüber, auf diesem Kontinent zu leben, über das Unbehaute dieses Aufenthalts (in der Zugluft steht niemand gerne); man kann den Anspruch ablesen, es mit diesen Leerstellen und blinden Flecken aufzunehmen. Diese Leerstellen erscheinen als „Spalten“ im Sinne von Ritzen, die es gegen Zugluft abzudichten gilt, aber auch, und hier erkennt man einmal mehr die semantische Sensibilität von Martynovas Sprache, als „Spalten“, wie sie in einem Text, einem Buch zu füllen, zu (be-)dichten sind. Beunruhigend, aber auch beruhigend, dass „niemand“ sie ganz „zudichtet“, dass immer weitergedichtet wird und werden muss.

In „Von Tschwirik und Tschwirka“, dem dritten Gedichtband, der im zeitlichen Umfeld des Debütromans „Sogar Papageien überleben uns“, also 2010, entstanden ist, steht ebenfalls das alte Europa im Blickpunkt, gibt es – wie in den Romanen – zahlreiche Bezugnahmen auf nichtrussische Autoren wie Paul Celan, Emily Dickinson, Johann Wolfgang von Goethe, Eduard Mörike, Friedrich Hölderlin sowie auf russische: Jossip Brodsky, Iwan Bunin, Marina Zwetajewa oder Andrej Belyj gehören zu den vertrauten Schriftstellern ebenso wie Lew Tolstoi. Eine besondere Verbindung zeigt sich auch zu dem mit dem Unsinn so innig sich verbindende Schreiben der „Oberiuten“ um Daniil Charms, zu deren Gründern außerdem der zitierte Alexander Wwedenskij sowie zählten.

Dass die Texte der „Oberiuten“ heute überhaupt noch existieren, beruht auf Glück und Zufall: „Wir kennen ihre Texte nur, weil einer von ihnen, der Philosoph Jakow Druskin, im belagerten Leningrad beinahe verhungert, sich eines Tages zur Wohnung des verhafteten Charms begab und dessen Archiv auf einem Kinderschlitten zu sich nach Hause brachte. Er hätte auf dem Hin- und Rückweg unter den deutschen Bomben sterben können, oder am Hunger, wie mehr als eine Million Einwohner in Leningrad, oder er hätte verhaftet werden und das Schicksal seiner Freunde teilen können“, bemerkt Martynova in dem in „Von Tschwirik und Tschwirka“ gedruckten Essay „Das Leben hat über den Tod gesiegt, auf eine mir unbekannt Weise“. Fast alle Dichter, die sich zu den „Oberiuten“ zusammengetan hatten, starben eines gewaltsamen Todes: Daniil Charms verhungerte 1942 im Gefängnis, Alexander

Wwedenskij starb 1941 beim Häftlingstransport, Nikolaj Olejnikow wurde 1937 verhaftet und erschossen. Wer wann wie schreiben und weiterschreiben kann, danach fragt Martynovas Werk und zeigt: Es hängt maßgeblich von politischen Positionen und von Glück und Zufall ab. Und davon, welche Anstrengungen jemand unternimmt für andere und im Dienst der Kunst, auf das, was jemand findet, schätzt, bewahrt oder rettet. Martynovas fiktionales und auch ihr vermittelndes Schreiben sind geprägt von diesem Bewusstsein und einem daraus entspringenden ästhetischen Ethos, der Komplexität und Kontingenz gleichermaßen reflektiert

---

## Primärliteratur

„Brief an die Zypressen. Gedichte“. Deutsch von Elke Erb und Olga Martynova. Aachen (Rimbaud) 2001.

„Wer schenkt was wem. Essays und Buchkritiken“. Aachen (Rimbaud) 2003.

„Rom liegt irgendwo in Russland. Gedichte“. Mit Jelena Schwarz. Deutsch von Elke Erb und Olga Martynova. Lana/Wien (Edition per procura) 2006.

„In der Zugluft Europas. Gedichte“. Deutsch von Elke Erb und Olga Martynova, Gregor Laschen, Ernest Wichner, Sabine Kückler u.a. Heidelberg (Das Wunderhorn) 2009.

„Sogar Papageien überleben uns. Roman“. Graz (Droschl) 2010.

„Zwischen den Tischen. Olga Martynova und Oleg Jurjew im essayistischen Dialog“. Bonn (Bernstein) 2011.

„Von Tschwirik und Tschwirka. Gedichte“. Graz (Droschl) 2012.

„Mörikes Schlüsselbein. Roman“. Graz (Droschl) 2013.

„Der Engelherd. Roman“. Frankfurt/M. (Fischer) 2016.

„Über die Dummheit der Stunde. ‚Literatur und Politik‘: Olga Martynova über den ‚Terror der Aktualität‘ (Jean Améry) und die Freiheit der Literatur“. [www.hundertvierzehn.de](http://www.hundertvierzehn.de). [2016]. (zuletzt abgerufen am 19.4.2017).

„Über die Dummheit der Stunde. Essays“. Frankfurt/M. (Fischer) 2018.

„Aus der Zukunft des Romans. Zur Relevanz des Schreibens“. Hg. zusammen mit Leopold Federmair. Wien (Sonderzahl) 2023.

„Gespräch über die Trauer“. Frankfurt /M. (Fischer) 2023.

---

## Rundfunk

„Petersburger Zwillinge“. Zusammen mit Oleg Jurjew. Hessischer Rundfunk. 2011.

„Versuch über die kasachische Steppe“. Lieder aus Stalins Lagern. Zusammen mit Oleg Jurjew. Hessischer Rundfunk. 2014.

---

## Sekundärliteratur

**Dutli, Ralph:** „Knisternde Zeit, nicht wiederholbarer Blick“. In: Neue Zürcher Zeitung, 8. 11. 2001. (Zu: „Brief an die Zypressen“).

**Rakusa, Ilma:** „Russisches Rom. Zwei Dichterinnen im Dialog“. In: Neue Zürcher Zeitung, 23. 8. 2006. (Zu: „Rom liegt irgendwo in Russland“).

- Tuschick, Jamal:** „Niemand war vorsichtig“. In: Frankfurter Rundschau, 15. 11. 2008. (Porträt von Olga Martynova und Oleg Jurjew).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Die Welt ist davongeflogen“. In: Frankfurter Rundschau, 19. 2. 2010. (Zu: „Sogar Papageien“).
- Jung, Jochen:** „Ach, du grause Zeit“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 2. 5. 2010. (Zu: „Sogar Papageien“).
- Plath, Jörg:** „Abschied und Aufbruch“. In: Neue Zürcher Zeitung, 17. 6. 2010. (Zu: „Sogar Papageien“).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Das Leben bewegt sich ruckend voran“. In: Badische Zeitung, 3. 7. 2010. (Zu: „Sogar Papageien“).
- Keller, Christoph:** „Charmanter Blog-Roman“. In: Die Zeit, 8. 7. 2010. (Zu: „Sogar Papageien“).
- Hartwig, Ina:** „Hände hoch oder wir bleiben!“. In: Chamisso-Magazin Nr. 5, März 2011. (Porträt).
- Tröger, Beate:** „Grenzen des Wunsches“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26. 8. 2011. (Zu: „Sogar Papageien“).
- Vandenrath, Sonja:** „Die Bedeutung des Frankfurter Autorenstipendiums“. Gespräch. In: Jahresbericht des Kulturrates Frankfurt. 2011. S. 27–31.
- Tröger, Beate:** „Botschaften aus Wolkenkuckucksheim“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14. 7. 2012. (Zu: „Von Tschwirik und Tschwirka“).
- Törne, Dorothea von:** „Korrespondenzen von der Antike bis ins Jetzt“. In: Die Welt, 4. 8. 2012. (Zu: „Von Tschwirik und Tschwirka“).
- Rüdenauer, Ulrich:** „Die Liebe des Wortes zu Nonsens und Dunklem“. In: Badische Zeitung, 15. 9. 2012. (Zu: „Von Tschwirik und Tschwirka“).
- Müller, Burkhard:** „Der Russe ist einer, der Gedenktafeln liebt“. In: Süddeutsche Zeitung, 28. 9. 2012. (Zu: „Von Tschwirik und Tschwirka“).
- Matt, Beatrice von:** „Zwitschernde Poesie“. In: Neue Zürcher Zeitung, 3. 1. 2013. (Zu: „Von Tschwirik und Tschwirka“).
- Schröder, Christoph:** „Liebe deinen Nächsten – samt Mundgeruch“. In: die tageszeitung, 16. 3. 2013. (Zu: „Mörikes Schlüsselbein“).
- Sternburg, Judith von:** „Die Engel lachen bloß darüber“. In: Frankfurter Rundschau, 8. 4. 2013. (Zu: „Mörikes Schlüsselbein“).
- Dotzauer, Gregor:** „Die Wirbel der Zeit“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 18. 5. 2013. (Zu: „Mörikes Schlüsselbein“).
- Wiele, Jan:** „Ihr Herz ist kein Wacholderharz“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. 5. 2013. (Zu: „Mörikes Schlüsselbein“).
- Fessmann, Meike:** „Wenn die Wurzeln frei in der Luft schweben“. In: Süddeutsche Zeitung, 27. 5. 2013. (Zu: „Mörikes Schlüsselbein“).
- Overath, Angelika:** „Von der grossen Poesie und der Kaffeekasse des Lebens“. In: Neue Zürcher Zeitung, 10. 7. 2013. (Zu: „Mörikes Schlüsselbein“).
- Tröger, Beate:** „Liebe und Erkenntnis – Olga Martynova ist schreibend in zwei Sprachen zuhause“. In: Literaturblatt Baden-Württemberg. Juli/August 2015. (Porträt).

- Sternburg, Judith von:** „Arme Kinder, armer Hölderlin“. In: Frankfurter Rundschau, 24. 8. 2016. (Zu: „Engelherd“).
- Fessmann, Meike:** „Die Engelsflüsterin“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 5. 9. 2016. (Zu: „Engelherd“).
- Tröger, Beate:** „Bücherlese: ‚Der Engelherd‘“. [Rezension]. In: Saarländischer Rundfunk 2, 7. 9. 2016.
- Heidemann, Britta:** „In Yad Vashem sagte sie ‚German‘“. Interview. In: Die Welt, 11. 9. 2016. (Zu: „Engelherd“).
- Gropp, Rose-Maria:** „Ein jeder Engel ist machtlos“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22. 9. 2016. (Zu: „Engelherd“).
- Bleutge, Nico:** „Wenn Engel entgleisen“. In: Süddeutsche Zeitung, 17. 10. 2016. (Zu: „Engelherd“).
- Brey, Marlene: „Russia abstrakt“. In: der Freitag, 8. 3. 2018. (Zu: „Dummheit der Stunde“).
- Jandl, Paul: „Das Heimatministerium der Poesie baut gerade die Grenzen ab“. In: Neue Zürcher Zeitung, 7. 4. 2018. (Porträt).
- Zekri, Sonja: „Als Deutsche auf der Krim“. In: Süddeutsche Zeitung, 12. 4. 2018. (Zu: „Dummheit der Stunde“).
- Hübner, Klaus: „Ein Apfel der Zwietracht in Blätterteig“. In: Der Tagesspiegel, Berlin, 27. 5. 2018. (Zu: „Dummheit der Stunde“).
- Holm, Kerstin:** „Joseph Brodsky war kein Feind der Ukraine“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14. 6. 2018. (Zu: „Dummheit der Stunde“).
- Schwens-Harrant, Brigitte: „Die Freiheit, die Frechheit“. In: Die Furche, Wien, 21. 6. 2018. (Zu: „Dummheit der Stunde“).
- Gmünder, Stefan:** „Über Dummheit und den Terror der Aktualität“. In: Der Standard, Wien, 29. 6. 2018. (Zu: „Dummheit der Stunde“).
- Neubert, Sabine: „Von der Würde des Denkens und der Kraft der Kultur“. In: neues deutschland, 19. 7. 2018. (Zu: „Dummheit der Stunde“).
- Rothschild, Thomas: „Staunen über das Vertraute“. In: Die Presse, Wien, 1. 9. 2018. (Zu: „Dummheit der Stunde“).
- Kister, Stefan: „Viele fühlen sich nicht mehr repräsentiert“. Gespräch. In: Stuttgarter Zeitung, 8. 3. 2021.
- Jandl, Paul: „Russland rutscht in einen Abgrund“. Gespräch. In: Neue Zürcher Zeitung, 27. 4. 2022. (Zum Krieg in der Ukraine).
- Kluy, Alexander: „Eine Sprache für den Schmerz finden“. In: Der Standard, Wien, 5./6. 8. 2023. (Zu: „Gespräch über die Trauer“).
- Lehmkuhl, Tobias: „Im anderen Aggregatzustand“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27. 9. 2023. (Zu: „Gespräch über die Trauer“).
- Rüdenauer, Ulrich: „In der Zeitanomalie“. In: Falter (Wien), Bücher-Herbst, Nr. 42/2023. (Zu: „Gespräch über die Trauer“).

---

Alle Rechte vorbehalten. © edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG und Munzinger-Archiv GmbH, Ravensburg

Originalquelle: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, Stand: 01.12.2023

Quellenangabe: Eintrag "Olga Martynova" aus Munzinger Online/KLG – Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur  
URL: <https://online.munzinger.de/document/16000005055>  
(abgerufen von Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins am 11.10.2024)